

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Miller Haines, Kathryn
Ein Schlachtplan für Miss Winter

Kriminalroman
Aus dem Amerikanischen von Kirsten Riesselmann

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4166
978-3-518-46166-2

suhrkamp taschenbuch 4166

Broadway-Starlett Paulette Monroe wurde erschlagen. Al, ein Muskelprotz im Dienst der Mafia, gesteht die Tat. Klar, dass ihm jeder glaubt. Doch Rosie Winter kennt Al und weiß, dass er kein Mörder ist. Als für die Show, in der Paulette die Hauptrolle hätte spielen sollen, noch Tänzer gesucht werden, sieht Rosie ihre Chance. Zusammen mit ihrer Freundin Jayne macht sie sich daran, Als Unschuld zu beweisen. Mit Witz, Verstand und dem Herz auf der Zunge ermittelt Rosie Winter wieder in der kriegsgeplagten New Yorker Theaterwelt der 40er.

Kathryn Miller Haines, aufgewachsen in San Antonio, Texas, studierte Englische Literatur und Theaterwissenschaften. Sie ist Dramatikerin, Schauspielerin und Krimiautorin. Mit Mann und Hunden lebt sie in Western Pennsylvania. Zuletzt ist von ihr erschienen: *Miss Winters Hang zum Risiko* (st 4090).

Kirsten Riesselmann arbeitet als Kulturjournalistin und Übersetzerin in Berlin. Sie hat u. a. Kathryn Miller Haines und Adrian McKinty aus dem Amerikanischen übertragen.

Kathryn Miller Haines

**Ein Schlachtplan
für Miss Winter**

Rosie Winters zweiter Fall

Aus dem Amerikanischen von
Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel *The Winter of her Discontent*
bei HarperCollins Publishers.
© 2008 Kathryn Miller Haines

Umschlagfotos:
© Sie Productions / Corbis und
© George Marks, Hutton Archive / GettyImages

suhrkamp taschenbuch 4166

Erste Auflage 2010

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46166-2

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Ein Schlachtplan für Miss Winter

*Für Rebecca Margot und Christopher Claude.
Tut Großes. Seid gute Menschen.*

*Und für Garrett, der immer noch liest,
obwohl es keine Drachen und Trolle gibt.*

1 Gleich um die Ecke

März 1943

Manche Männer bringen einem Blumen mit; Al brachte Fleisch.

»Was zur Hölle ist das denn?«, fragte ich ihn. Er stand auf der Vordertreppe des George Bernard Shaw House und wiegte zwei in blutgetränktes Metzgereipapier gewickelte T-Bone-Steaks im Arm, als wären es Welpen, denen er gerade dabei geholfen hatte, auf die Welt zu kommen.

»Hab gehört, dass es dir nicht so gut geht«, sagte er. »Da hab ich gedacht, dass du eine Stärkung gebrauchen kannst.«

»Und du meinst, Fleisch wäre da genau das Richtige?«

»Nicht Fleisch, Rosie, Steak! Hier!« Er warf mir das Päckchen zu, als würde bei näherer Bekanntschaft meine Begeisterung für die blutige Masse deutlich steigen.

Ich hielt das Paket in sicherem Abstand zu meinem Mantel. Durch das Papier sickerte Blut und malte die Karte unbekannter Länder auf den Boden. »Das ist wirklich eine freundliche Geste, aber ich habe auch ohne Rindfleisch vom Schwarzmarkt schon genug Probleme am Hals.«

»Das Zeug ist astrein.«

Al war mit meinem früheren Chef befreundet gewesen, einem Detektiv namens Jim McCain. Außerdem arbeitete er als Eintreiber für Tony B., seines Zeichens einer der Vizes von Mafiaboss Vince Mangano. Was auch

immer einer von ihnen anfasste, war mit Sicherheit illegal, unmoralisch oder zumindest ein direkter Verstoß gegen die Auflagen der Preisaufsichtsbehörde.

Seitdem rationiert wurde, blühte der Schwarzmarkt, weil eben nicht alle dauernd nur verzichten wollten und deswegen für Mangelware auch mal ein bisschen draufzahlten. Die *Times* war voll mit Geschichten über Mafiosi, die sich auf den Schwarzhandel in ähnlicher Weise verlegt hatten wie Backfische auf Bing Crosby. Wenn man sich dann einmal auf das Niveau der Mafia herabließ und ihre Waren kaufte, wurde das in den Zeitungen gleich so dargestellt, als habe man nicht nur das Gesetz gebrochen, sondern sei sozusagen schon zum Nazi geworden. Im Laufe des letzten Jahres war Rindfleisch derart knapp geworden, dass mittlerweile schon so darüber gesprochen wurde, als hätte es niemals wirklich existiert. Wie über Einhörner. Natürlich hätte ich nicht das Geringste gegen ein großes, saftiges Steak nur für mich alleine einzuwenden gehabt, aber im Grunde meines Herzens war ich eben doch ein gutes, rechtschaffenes Mädchen.

Außerdem gab es in meinem Wohnheim keinen für alle zugänglichen Kühlschrank.

»Davon mal abgesehen, Al, was soll ich denn jetzt damit machen? Soll ich sie auf meiner kleinen Kochplatte köcheln lassen oder auf die Feuerleiter stellen und hoffen, dass es kalt bleibt und die Katzen nicht drangehen?«

Er zuckte mit den Schultern und hob resignierend die Arme. Hinter seinem Kopf ging die Sonne unter. Al war eine kolossale Erscheinung mit der Größe und der Masse eines durchschnittlichen Wolkenkratzers. »Dann

wirf sie halt weg«, sagte er. »Ist jetzt nicht mehr meine Angelegenheit.«

Ich legte eine Hand auf seinen übergroßen Bizeps und spürte, wie unter meiner Berührung ein Berg erbebte. »Jetzt hab dich nicht so. Mir gefällt dein Geschenk, wirklich, aber jetzt noch mal zum Mitschreiben: Strümpfe wären mir lieber gewesen.«

Wieder zuckte er mit den Schultern, und seine winzigen Äuglein hüpfen von hier nach dort: vom Haus zum Bürgersteig zu einem Taxi, das gerade mit abgeblendeten Lichtern an uns vorbeifuhr. Er schien fest entschlossen, alles andere anzusehen, bloß mich nicht. »Wie geht's denn?«, fragte er dann.

»War schon mal besser.«

Er hob die Augenbrauen und erwartete, dass ich weitersprach, aber ich konnte mich nicht dazu überwinden, mehr Worte zu verlieren. Es war schließlich so: Der Krieg war jetzt auch bei uns angekommen. Er war nicht länger eine dieser ähnlich traurigen, aber fernen Angelegenheiten wie der Tod von Carole Lombard, über die man zwar las, die man dann aber nicht weiter ernst nahm, weil sie einfach zu weit weg waren, um einen wirklich etwas anzugehen. Ich konnte weder die Nazis noch die Japsen leiden. Genauso wenig wie die Eilmeldungen, die das laufende Radioprogramm mit Geschichten über versenkte Schiffe, abgeschossene Flugzeuge und Bomben über dem Himmel von London unterbrachen. Ich konnte es auch nicht ausstehen, dass wir alles, was früher selbstverständlich gewesen war, opfern sollten und jede Stunde mindestens einmal daran erinnert wurden, dass die Dinge, nach denen wir uns sehnten, *da drüben* von größerem Nutzen waren. Aber am

allerwenigsten gefiel mir, dass mein Freund Jack (okay: *Ex-Freund*) vermisst wurde und ich keine Gelegenheit mehr bekommen würde, ihm zu sagen, dass ich ihn immer noch liebte.

Nein, das alles war für mich ohne Worte. Und selbst wenn ich welche gefunden hätte, über die Lippen gebracht hätte ich sie sowieso nicht. »Was gibt's Neues bei dir?«, fragte ich stattdessen.

»Alles in bester Ordnung.« Auf der Suche nach einem Päckchen Luckys klopfte Al seinen verdreckten Mantel ab. Seine von der Kälte geröteten Finger bewegten sich über den Stoff wie Krabben auf der hektischen Suche nach ihren Panzern. »Es soll wohl schneien.«

Wenn ich weniger mit mir selbst beschäftigt gewesen wäre, hätte ich vielleicht gemerkt, dass etwas nicht stimmte. Aber ich bekam ja kaum mit, dass es noch eine Welt jenseits meiner Gedanken gab.

»Stell dir das mal vor«, sagte ich mit dem Einfühlungsvermögen der SS, »Schnee im März.«

Er ließ die Fluppe fallen und trat sie mit der Schuhspitze aus. Die Sohle hatte sich abgelöst und gab den Blick frei auf Als zerschlissene braune Socken. »Lass dir das Fleisch schmecken.« Nachdem er sein Geschenk abgeliefert und ein dürftiges Gesprächsangebot gemacht hatte, drehte Al sich um und verschwand in der Straße.

Aus meiner Handtasche zog ich eine Ausgabe der *Variety*, um sie um die Steaks zu wickeln. Einige umkringelte Vorsprechtermine wurden dunkel vom Blut. Ich wohnte mitten im Village, 10. Straße, Ecke Hudson Street, im George Bernard Shaw House, einem Wohnheim für junge Frauen, die ihrer schauspielerischen Berufung folgten. Das Haus zeichnete sich durch günstige

Mieten und noch günstigeres Essen aus, mit den Dramen, die sich in seinem Inneren abspielten, hätte man locker die stundenlangen Sendepausen von Radio WNBC füllen können. Ich wohnte gern im Shaw House, aber noch lieber beschwerte ich mich darüber. Über eine Situation zu nörgeln, in die ich mich selbst gebracht hatte, fand ich überaus tröstlich. Immerhin war das eine der wenigen Konstanten in meinem Leben, auf die ich mich verlassen konnte.

Mein Fleisch und ich betraten das Haus und hielten vor den Messingbriefkästen an der Wand. Stumm sprach ich ein Gebet und betastete das kleine, mit Filigranarbeit versehene Türchen, auf dem WINTER, ROSALIND stand – als ob eine Berührung den Brief, auf den ich so sehnsüchtig wartete, wie von Zauberhand erscheinen lassen könnte. Aber so viel Glück hatte ich nicht. Einen Fluch murmelnd, der mir das Gewünschte ganz sicher am nächsten Tag bringen würde, warf ich den Briefkasten wieder zu.

Im Salon saß Norma Peate am Klavier und drehte »For Me and My Gal« durch die Mangel. Ella Bart spreizte auf dem Boden sitzend ihre langen Rockette-Beine zum Spagat und beugte ihren Rumpf so weit vornüber, dass sie das Manuskript lesen konnte, das vor ihr lag. Beide beachteten mich nicht weiter, als ich den Raum durchquerte und die Treppe hochstieg. Auf dem Absatz unterbrachen Minnie Moore und Ruby Priest, meine langjährige Erzfeindin, ihr Gespräch. Das Lächeln auf ihren Gesichtern hätte nicht künstlicher wirken können, wenn es auf Plastik aufgemalt gewesen wäre.

»Warum machst du denn so ein Gesicht, Rosie?«, fragte Ruby. Einen solchen Ton, voller Betroffenheit

und aufrichtig zugleich, war ich von ihr nicht gewohnt. Ruby ohne die übliche Gehässigkeit war wie Abbott ohne Costello.

»Alles in bester Ordnung«, sagte ich. »Mir ging's nie besser.«

»Sicher?«, fragte Minnie, die hier neu und aus der ich bislang noch nicht wirklich schlau geworden war. Eigentlich machte sie einen netten Eindruck, aber in welche Gesellschaft sie sich begeben hatte, sagte eben auch etwas aus.

»Absolut. Aber danke der Nachfrage.«

So schnell ich konnte, ohne dabei wie auf der Flucht zu wirken, eilte ich in mein Zimmer. Jayne Hamilton, meine Zimmergenossin und beste Freundin, saß auf dem Bett und lackierte sich die Nägel rot, wozu sie das Radio mit »He Wears a Pair of Silver Wings« begleitete. Neben ihr lag Churchill, unser Kater. Um seinem Missvergnügen ob des Nagellackgestanks Ausdruck zu verleihen, kräuselte er die Nase und nieste, immer schön abwechselnd.

»Wie lief's?«, fragte sie, als ich hinter mir die Tür verriegelte.

»Jämmerlich. Ich gelte anscheinend ganz offiziell als berüchtigt.« Das letzte Stück, in dem ich gespielt hatte, war ein gefundenes Fressen für die Titelseiten geworden, nachdem der Autor ermordet worden war. Mein erster und einziger Auftritt in diesem Stück fand in der Nacht statt, als der Mörder Mord Nummer drei und vier begehen wollte. Und die Geschichte seines Wahnsinns verbreitete sich fast ebenso schnell wie die allgemeine Ansicht, dass die Inszenierung lahmer Mist war.

Normalerweise war ich dankbar für jede Form von

öffentlicher Wahrnehmung, aber irgendwie schienen seitdem alle zu glauben, dass mein Mitwirken bei einem Stück nicht nur den Ruin der Produktion, sondern auch den Tod für jede daran beteiligte Person mit sich bringen würde.

Jayne fuchtelte mit ihrer Nagelfeile herum wie mit einem Schwert. »Du warst doch nur bei einer Vorstellung dabei! Wie kommt es dann, dass alle davon wissen?«

»Was glaubst du denn?« In dieser letzten, schicksalhaften Vorstellung war ich die Zweitbesetzung für Ruby gewesen, aber während sie sich damit hätte zufriedengeben können, dass ich meine Karriere in Eigenregie in den Sand gesetzt hatte, hatte ich sie im Verdacht, alle Welt bei jeder sich bietenden Gelegenheit an das zu erinnern, was damals passiert und wer daran beteiligt gewesen war.

»Das würde sie doch niemals tun.« Jayne klang in etwa so überzeugend wie ein Reden schwingender Pantomime. »Du hast ihr doch praktisch das Leben gerettet.«

»Indem ich ihr *ihre* Rolle weggenommen habe.« Ich legte das Fleisch auf die Frisierkommode und schüttelte mir den Mantel von den Schultern. »Sie handelt nicht rational, Jayne. Sie weiß, dass ich einen guten Job gemacht habe. Hätte es den Mord nicht gegeben, würde ich jetzt vielleicht besser dastehen als sie. Die schiere Möglichkeit erträgt sie nicht.«

Jayne zupfte ein Katzenhaar von einem noch feuchten Nagel. »Irgendwann wird sie die Lust daran verlieren, dich zu schikanieren.«

»Natürlich, aber bis dahin bin ich alt, fett und vollkommen unbesetzbar.«

»Soll ich mal mit ihr reden?«, fragte Jayne.

Ich drehte das Magnavox leiser und ließ mich aufs Bett fallen. Mit Ruby würde ich schon auf meine Art fertig werden. Es machte keinen Spaß, andere die Drecksarbeit erledigen zu lassen. »Nein, du sollst nur das Thema wechseln.« Auf dem Rücken liegend bewegte ich die Arme, als ob ich einen Schneeengel in meine Bettdecke machen wollte. Jayne hatte entweder keine Lust, die Sache einfach fallen zu lassen, oder ihr fiel kein neues Gesprächsthema ein; auf jeden Fall hielt sie den Mund. »Was ist hier eigentlich mit allen los? Im Salon konnte mir keine in die Augen sehen, und Ruby und Minnie haben so getan, als ob ich gerade ein Beileidstelegramm bekommen hätte.«

Jayne setzte die Malerarbeiten fort und hielt sich, um meine Anwesenheit auszublenden, die Hand sehr nah vors Gesicht.

Ich schlug auf ihr Bett. »Hast du ihnen etwas gesagt?« Keine Antwort. »Hast du!«

»Sie haben sich Sorgen gemacht.«

»Weswegen?«

Sie sah mir in die Augen. »Wegen dir.«

Ich trat mir die Schuhe von den Füßen und zog einen Stapel Groschenromane unter meinem Bett hervor. Auf dem Cover der jüngsten Ausgabe der *Astonishing Stories* flogen Aliens mit schönen, ohnmächtigen Frauen in ihren Armen gen Heimat. Auch wenn das komisch klingt: Ich wünschte mir in diesem Moment, eine von ihnen zu sein. Schlafend unbekanntem Kreaturen ausgeliefert zu sein schien mir einfacher, als in meinem Zimmer zu sitzen und das hier durchstehen zu müssen.

»Da habe ich so meine Zweifel«, sagte ich. »Aber sie

brauchen sich so oder so keine Sorgen zu machen. Mir geht's gut.«

»Rosie ...« Jaynes Stimme verkümmerte zu einem Wimmern.

»Wirklich.«

Churchill sprang von Jaynes Bett und lief zwischen uns eine Acht. Bei jedem seiner bedachtsamen Schritte überstreckte er eines seiner Beine, die in Sachen Eleganz denen der Ballerina Margot Fonteyn in nichts nachstanden. Auch wenn er den Teufel im Leibe trug: Seine Schönheit und Anmut musste man einfach bewundern.

»Sieht so aus, als ob immer noch kein Brief gekommen ist, oder?«, fragte Jayne.

»Stimmt.«

»Die Post ist langsam.«

»Ein Umstand, der oft überbetont wird, wenn einem sowieso niemand schreibt.« Dass Jack vermisst wurde, hatte ich aus dem Brief eines Matrosen namens Corporal Harrington erfahren. Ich hatte ihm zurückgeschrieben und um mehr Informationen gebeten, und jetzt machte mich das Warten auf die Feldpost halb wahnsinnig. Es war nicht auszuhalten, wie wenig man tun konnte. Jack war einer von Millionen verloren gegangener Soldaten in einem Krieg, der in mehr Ländern tobte als ich auf einem Globus mit Namen zu nennen imstande gewesen wäre. Ich konnte noch so entschlossen sein, ihn zu finden: Dieses Problem war zu groß, als dass ich es hätte bewältigen können.

Vor ein paar Wochen hatte die *Times* einen Cartoon gedruckt, in dem ein Mann hinter jeder Ecke, um die er biegt, das Ende des Krieges zu finden hofft. Und hinter

jeder Ecke stößt er auf ein Pappschild, das eine gute Nachricht der letzten Monate verkündet: Rommels Rückzug, Sieg der Russen, Vormarsch der Russen. Aber trotz aller optimistischer Meldungen folgt auf jede Ecke eine weitere, bis der Mann ganz am Ende vor der schlechten Nachricht dieses Monats steht: Rommel geht in die Offensive. Die Botschaft war klar: Ein Ende war nirgendwo in Sicht. Es würde ewig so weitergehen – hinter jeder guten Wendung lauerte die Möglichkeit einer neuen Katastrophe.

Jayne klatschte in die Hände. »Runter, Churchill! Sofort!«

Der Kater stand auf meiner Kommode, die Schnauze nur Zentimeter über den Schlagzeilen der *Variety*. Ich schnappte mir eine braune Lederpantolette und warf sie nach ihm. Er hüpfte von der Kommode zur Heizung und beobachtete mit Freude, wie das Fleisch und mein Kosmetik-Chaos auf den Boden fielen.

Langsam näherte Jayne sich der blutigen Masse. »Was ist das?«

»Sogar Al hat schon mitbekommen, dass ich nicht so gut drauf bin. Das, meine Liebe, ist eine frisch geschlachtete Stärkung.«

»Er hat dir Steaks mitgebracht? Wer macht denn so was?«

»Ein Mann, der nicht die geringste Ahnung von Frauen hat.« Ich zog meinen Handkoffer unter dem Bett hervor, stopfte das Fleisch hinein und schloss die Schnallen. »Meinst du, die halten sich draußen?«

»Ich würd's auf den Versuch ankommen lassen.«

Ich bugsierte den Koffer durchs Fenster. Mit einem Knall, der einmal nach unten und wieder zurück hallte,

landete er auf der Feuerleiter. Die Nacht brach schnell herein. Wegen der Verdunklung konnte man so viele Sterne sehen, dass man sich, wenn man die Gebäude, den Lärm und die Müllberge ignorierte, wie auf dem Land fühlen konnte.

»Vielleicht solltest du Jacks Familie anrufen«, sagte Jayne.

»Die haben bestimmt auch einen Brief von Corporal Harrington bekommen.« Ich ließ mich auf den Bauch plumpsen und versuchte, mich auf mein Groschenheftchen zu konzentrieren.

»Schon, aber vielleicht haben sie noch etwas anderes gehört, du weißt schon, irgendwas Offizielles.« Was sie sagen wollte, war, dass die Familie vielleicht ein Telegramm von der Armee bekommen hatte, das Jacks Schicksal vermeldete, ein Schicksal, von dem M. Harrington eventuell noch gar nichts gewusst hatte oder das er mir einfach nicht hatte mitteilen wollen.

»Ich gebe Corporal Harrington noch eine Woche«, sagte ich. »Dann schicke ich die Kavallerie.«

»Den Anruf könnte auch ich für dich übernehmen.«

Ich rollte mich auf die Seite und sah ihrem Gesicht an, wie gern sie mir helfen wollte, Erkundigungen einzuholen. Aber es ging ja nicht einfach nur darum, zu wissen, was mit Jack passiert war. Momentan war ich noch in einem Zustand seliger Ahnungslosigkeit und konnte mir einreden, dass es ihm gut ging. Und ich brauchte das, denn an dem Tag, an dem ich erfahren hatte, dass er vermisst wurde, hatte ich auch herausgefunden, dass er immer noch an mich dachte. Es war nämlich so: Seitdem er in See gestochen war, hatte Jack mir nicht ein einziges Wörtchen geschrieben, und ich war davon aus-

gegangen, dass ich nie wieder etwas von ihm hören würde. Aber in dem Brief von Corporal Harrington wurde mir nicht nur mitgeteilt, dass Jack etwas zugestoßen sein könnte. Darin hatte auch gestanden, dass Jack mich benachrichtigt wissen wollte, falls ihm etwas zustoßen sollte. So bizarr das klingen mag: An diese Tatsache klammerte ich mich wie an einen Strohalm. Er liebte mich noch immer, und niemand, einfach niemand sollte dieses wunderbare Gefühl zerstören, indem er mir sagte, dass Jack tot war oder so schwer verletzt, dass er wünschte, er wäre tot.

»Ich möchte noch warten«, sagte ich zu Jayne. »Man hat mich informiert, dass er als vermisst gilt, also werde ich es auch mitbekommen, wenn es andere Neuigkeiten gibt.«

Als wäre der sehnsüchtige Klang in meiner Stimme nicht zu ertragen, drehte sie den Kopf weg. Sie hätte sicher noch weiter mit mir diskutiert, wenn nicht im selben Moment Ruby an die Tür geklopft und verkündet hätte, dass Al wegen Mordes verhaftet worden sei.